

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

das von ihm begonnene Werk mit bestem Erfolg fort, wie die neueste Statistik der Station beweist. Die letzten Nummern sind im: Taufbuch 1117, Totenbuch 333, Firmbuch 624, Ehebuch 46. — Im letzten Jahre wurden getauft 70 Kinder, 65 erwachsene Heiden, 6 Protestanten traten zur katholischen Kirche über. Erstbeichtende waren es 23, Erstkommunikanten 56, die Zahl der Jahresbeichten betrug 4312, die der Jahreskommunionen 9143. Die Schule wurde von 18 Knaben und 45 Mädchen besucht; dazu kommen noch 16 Kinder, welche die Tagesschule in der Außenstation Loteni besuchen. Ferner hat das Marienhaus 7 und der „Weibertrost“ 5 Anassen, so daß die Station täglich 90 Schwarze zu beschäftigen und zu versorgen hat.

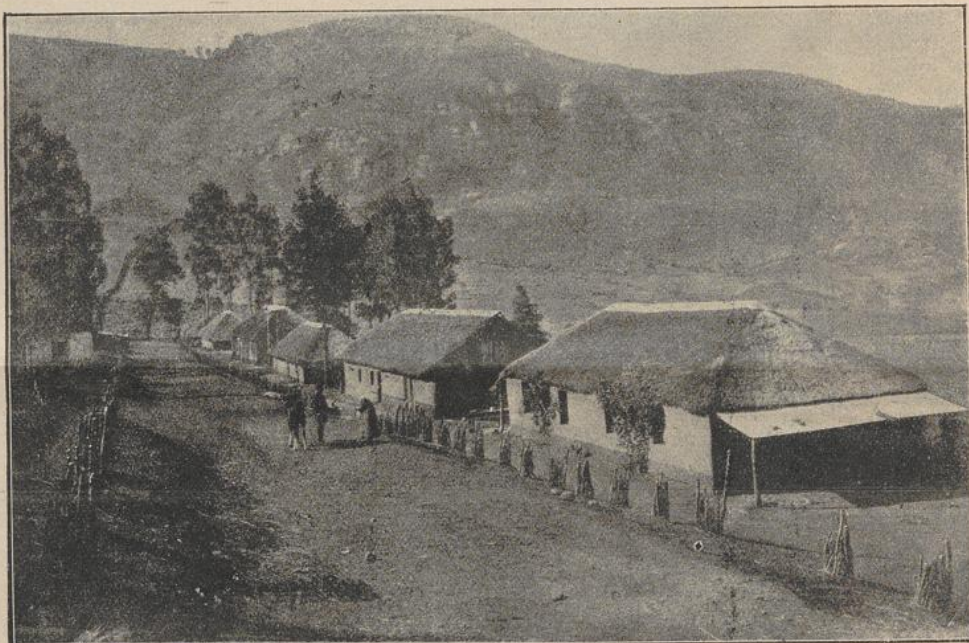
Schon vor 14 Jahren sah ich die Station Clairvaux zum ersten Mal. Ich fand damals als Kirche, Schulen, Brüderwohnung und Schwesternhaus armelige Haken-

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Br. Casimir, R. M. M.

Clairvaux. — Es war im März des Jahres 1909; schon volle sechs Jahre hatte ich auf der Missionsstation Lourdes in der Kapprovinz zugebracht, wo ich mich ungemein heimisch fühlte und sozusagen schon das Bürgerrecht erworben hatte. Da kam eines Tages vom Ordensobern in Mariannhill der Befehl: „Gehen Sie nach Empfang dieser Zeilen nach Himmelberg.“ Gut, dachte ich mir, Gehorsam ist des Christen Pflicht, schnürte meinen Bündel und ritt auf dem Rücken eines munteren Rößleins dem neuen Bestimmungsorte zu.

In C m a u s traf ich den hochwürdigsten Abt Franz Pfanner, den Gründer Mariannhills. Er zählte damals allerdings schon über 83 Jahre, doch ahnte ich, als ich ihm die Hand zum Abschiede bot, nicht, daß sein Ende



Missionsstation Clairvaux, Südafrika.

bauten, die mit Stroh gedeckt waren. Als ich nach einigen Jahren wiederkam, fand ich noch einige neue Notbauten derselben Art. Und jetzt traf ich ein Dörfchen solcher Häuser und Häuschen an. Aber wie viele von diesen Notbauten sind dem Einsturz nahe und ihr Einsturz wird nur durch die unterstellten Strebebalken verhindert! — Da konnte unser Hochw. Vater Abt nicht mehr zusehen. Es wurde der Bau einer neuen Kirche aus Sandstein in Angriff genommen. Doch muß, wie ich höre, die Fortsetzung des Kirchenbaues einstweilen eingestellt werden, da die Schwestern unmöglich länger in den alten Räumen wohnen können. Das ist eine Not! Dazu ist die Station ganz arm! Da muß Gott durch gute Leute helfend eingreifen! Bedenkt man noch, daß infolge der großen Trockenheit des letzten Jahres eine Missernte war und schon jetzt der Sack Mais in dieser Gegend über 20 Mark kostet, so fragt man sich mit Angst: „Woher Brot nehmen für so viele?“ — Möchten die lieben Wohltäter des armen Clairvaux eingedenk sein!

schon so nahe sei. Wenige Wochen darauf deckte ihn die kühle Erde.

Die zweite Station, die ich berührte, war „St. Jsidor“, eine Filiale von Mariatal. Hier fand ich meinen alten Freund und Landsmann, Bruder Avelinus, und konnte manch' liebe Erinnerung wieder auffrischen. Zu längerem Verweilen gab's allerdings keine Zeit. Am nächsten Morgen suchte ich die Bahnstation La Trappe auf, die ein halbes Stündchen von „St. Jsidor“ entfernt, mitten in einer Wattel-Plantage liegt, und fuhr von dort mit der südafrikanischen Kleinbahn hinüber nach „St. Michael“.

Gegen Mittag kam ich an, fand gastliche Aufnahme und sah mir dann die schöne Missionsstation näher an. Am besten gefiel mir die Kirche, die einen ungemein günstigen, so recht zur Andacht stimmenden Eindruck auf mich machte. Auch die Brüderwohnung fand ich recht traut und anheimelnd, während die Schulen und übrigen Bauten, meist armelige Lehmhütten, noch recht primitiven Charakter trugen, wie es eben bei den ersten

Norbauten immer der Fall ist. Dennoch herrschte überall unter dem munteren schwarzen Völkchen ein fröhliches, lustiges Treiben. Glück und volle Zufriedenheit war auf jedem Gesichte zu lesen.

Nach ein paar weiteren Stunden erschien mein neuer Oberer, der Hochw. P. Mansuet Poll, damals Superior von Himmelberg, auf der Bildfläche. Er war zu einem kleinen Besuch nach „St. Michael“ gekommen und wollte noch am gleichen Tage nach Himmelberg zurückkehren. Somit hatte ich den denkbar besten Begleiter und Führer bekommen. Himmelberg ist drei Wegstunden von „St. Michael“ entfernt, und es war schon stockfinstere Nacht, als wir zusammen dort eintrafen. Ich war ordentlich müde und suchte daher bald den Strohsack auf.

Wie staunte ich am andern Morgen über die herrliche Lage unserer Station! Himmelberg liegt, von

Innern trägt Holzverschalung, und es ist da ganz gut wohnen; überdies sind solche Bauten rasch und verhältnismäßig billig hergestellt. Den besten Eindruck machte das Schulhaus, und seine schönste Zierde waren die vielen munteren Kinder. Ich fühlte mich sofort heimisch.

Bruder Juniperus ließ es sich nicht nehmen, mir auch mein „Leibroß“ zu zeigen. Er führte mich zu einer mit Blech gedeckten Bude, die hier als Pferdestall dienen mußte. Da standen zwei Köpfelein, ein kräftiger Brauner, den der Pater Missionär zu reiten pflegte, und ein zweites, minder ansehnliches, das der Bruder als den Leibgaul des Induna oder Stationschaffners bezeichnete. Ich sah mir den Burschen näher an; er hatte jedenfalls schon eine gute Anzahl Jahre auf dem Rücken und mußte schon allerlei „geleistet“ haben. Die Knie bildeten einen stumpfen Winkel; das ließ auf vieles



Missionsstation Lourdes in der Kaptolonie.

einem schattigen Battelwäldchen umgeben, auf dem Plateau eines mächtig großen Hügels, von wo aus das staunende Auge nach allen Himmelsrichtungen hin eine herrliche Aussicht genießt. Gegen Südosten zu liegt der mächtige, weit in die Lande schauende Inhlazuka-Berg (sprich Inshlasuka) mit seinen vielen Ausläufern, während gegen Süden und Südwesten zu der Blick über ein förmliches Gewoge von Hügeln und Tälern bis zum Indischen Ozean hinüberschweift. Bei reiner Luft erkennt man deutlich die Schiffe, die zwischen Durban und Kapstadt hinauf- und herunterfahren, und bei stürmischer See sieht man, wie die weißen Wogenkämme sich heben und in der Tiefe verschwinden.

Doch mehr als alles andere interessierte mich die eigentliche Missionsstation. Bruder Juniperus machte den freundlichen Führer und zeigte mir alle die kleinen Erbslichkeiten. Himmelberg steht unter dem Zeichen des Wellblechs. Einige Lehmhütten abgerechnet, sind alle Bauten aus Wellblech aufgeführt; nicht nur das Dach, sondern auch die Wände sind aus Blech. Das

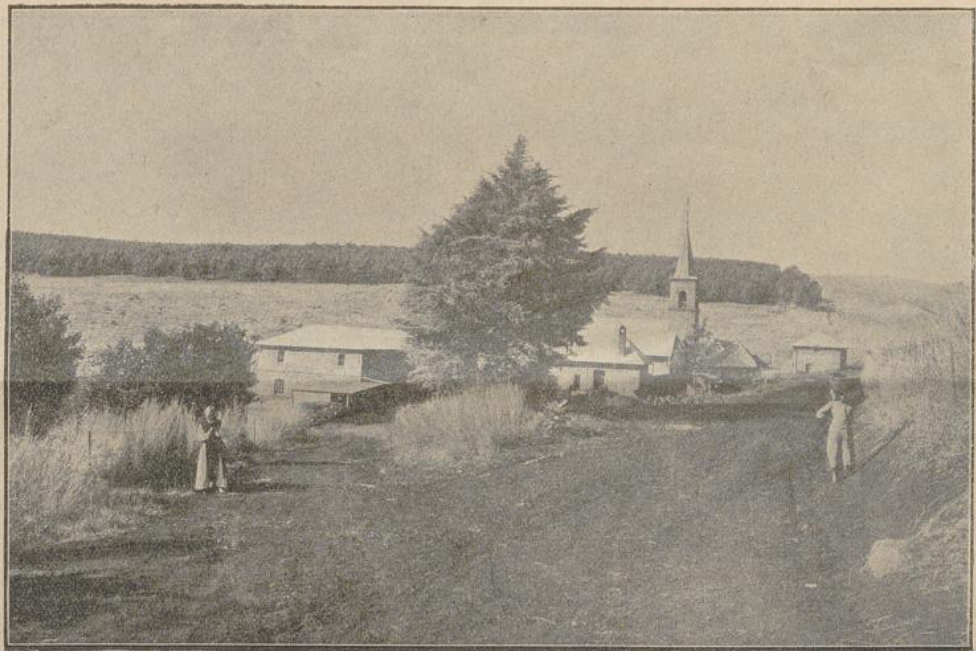
schließen. Bald sollte ich den „Holzbock“, wie der Gaul auch benannt wurde, näher kennen lernen. Pater Superior ritt nämlich nach einigen Tagen in die Gegend von Umsinto, und ich sollte ihn dabei begleiten. Auf dem Hinweg ging es so leidlich gut. Die wildromantische Gegend gefiel mir prächtig, so daß ich auf mein Köpfelein fast ganz vergaß. Diese Hügel und Berge und Täler ringsum! Dabei vom Fuß bis zur Spitze mit üppigen Zuckerrohr-Plantagen bedeckt. Ich kam als Neuling aus dem Schauen und Staunen gar nicht heraus. Unten im Tale stand die große Zuckerfabrik, wo vom Morgen bis zum Abend Hunderte von Hindus tätig waren. Die meisten hatten strenge Arbeit, teils im Freien, auf den Zuckerplantagen, teils im Innern, in der Fabrik und allem, was dazu gehörte. Einige schienen auch besser situiert zu sein, wenigstens trugen sie einen silbernen Ring an der großen Zehe. Bei den Frauen bilden Messingringe einen sehr beliebten Schmuck.

Nach Abwicklung unserer Geschäfte ließen wir die Pferde beschlagen und ritten dann wieder der Missions-

station zu. Nun wollte mir mein Leibgaul offenbar zeigen, zu welchen Leistungen er sich in seinen alten Tagen noch erschwingen könne. Mit einem Schlage ging er durch und machte dabei solch tolle Sprünge, daß ich buchstäblich in Gefahr kam, den Hals zu brechen; denn das alte, krummbeinige Tier konnte jeden Augenblick zusammenbrechen. Schließlich hielt ich ihn doch und kam so mit heiler Haut nach Hause. Da ich fürchtete, der sonderbare Kauz möchte mir eines Tages tot im Stalle liegen, verschachtelte ich ihn an einen Indier um den Preis von fünf Sad Bohnen, die unsern vielen Stationskindern sehr zu statten kamen. Der Indier seinerseits, der dem tüchtigen „Holzbock“ auch nicht recht traute, verklopfte ihn an einen seiner braunen Landsleute und profitierte dabei fünf blanke Mark. Der neue Eigentümer umwickelte als vorsichtiger Mann die Knie des alten Rößleins mit Tuchlappen und versprach sich

prächtiges Tier, nur außerordentlich wild und stözig, wie ich hörte. Doch das störte mich nicht. Ich ging zum Weizen, arbeitete bei ihm eine gewisse Zeit, und bekam zum Lohne dafür die genannte Kuh.

Vergnügt trabte ich der Heimat zu und bat meine Brüder und Freunde, mir das Tier holen zu helfen. Sie gingen sofort mit, doch wir alle zusammen hatten mit dem stözigen, eigensinnigen Tier ein hartes Stück Arbeit. Wir mußten es frei treiben, denn am Stricke führen ließ es sich absolut nicht. Es blieb auch auf keinem Weg, sondern brach beständig, bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin, aus. Jeden, der sich ihm nahte, drohte es auf die Hörner zu nehmen und zu durchbohren; kurz, es war eine Heße auf Leben und Tod. Manchmal schien es müde zu sein, doch nur zum Schein; kurz darauf gebärdete es sich wilder als zuvor und rannte abermals davon.



„St. Isidor“, eine Filiale unserer Missionsstation Mariatal.

davon jedenfalls viele Vorteile. Wielange ihm der Gaul noch Dienst tat, kann ich leider nicht sagen, denn ich kam bald darauf wieder fort. Heute modern des „Holzbocks“ Knochen jedenfalls schon lange in einer stillen Ecke.

(Fortsetzung folgt.)

Heldenmut einer schwarzen Mutter.

Von Dr. Casimir Breinl, R. M. M.

Clairvaux. — Einer unserer schwarzen Christen erzählte mir einst folgendes: „Es war in der guten alten Zeit; von den schrecklichen Viehseuchen, die heutzutage ganze Herden hinwegraffen, wußte man dazumal so viel wie nichts. Man konnte mit seinem Vieh, wohin man wollte, ohne durch eine Grenzsperrre oder die jetzigen vielen Drahtzäune gehindert zu sein.

„Ich selbst“, so fuhr der Schwarze fort, „war gerade daran, mein ukulobola, die Morgengabe für die Braut, vollends zu stellen; es fehlte nichts mehr als eine Kuh. Ein benachbarter Farmer hatte eine; es war ein großes,

Zulezt rannte die wilde Kuh einem Kaffernkraale zu. Dort saß ein Kind vor der Hütte und spielte ahnungslos mit kleinen Steinchen am Boden. Sofort ging die Kuh mit gesenkten Hörnern auf das Kind los, um es zu durchbohren. Man denke sich unsern Schrecken! Helfen konnten wir nicht, denn wir waren viel zu weit zurück, und all unser Rufen und Drohen war umsonst.

Da plötzlich stürzt mit lautem Aufschrei die Mutter des Kindes herbei, faßt das wütende Tier furchtlos bei den Hörnern und reißt es mit gewaltigem Ruck auf die Seite. Nun bleibt die Kuh ruhig stehen; ein heftiges Zittern durchbebt sie am ganzen Leib, bis sie plötzlich tot zusammenstürzt. Die resolute Frau hatte ihr das Genick gebrochen! —

Ich kann nicht sagen, wie uns alle das ergriß! Sprachlos standen wir vor dem zu unsern Füßen liegenden Tier; endlich faßte ich mich und dankte Gott aus innerstem Herzensgrunde für die fast wunderbare Rettung des Kindes. Den Verlust der wilden Kuh nahm ich gerne mit in den Kauf, ja, ich war in gewisser